

## Diese Klinik war "Den Nazis ein Dorn im Auge"

Von Irene Jung



Die Filmmacher Rudolf Simon (li.) und Bertram Rotermund mit Gunhild Ohl-Hinz vom St. Pauli Archiv

Foto: Irene Jung / HA

Am Donnerstag wird erstmals ein Film über das Israelitische Krankenhaus gezeigt, das von den Nazis zugrunde gerichtet wurde.

Hamburg. Entstanden war die Idee schon im Januar 2015, als mehr als 100 Fans des FC St. Pauli vor dem ehemaligen Israelitischen Krankenhaus in der

Simon-von-Utrecht-Straße an die NS-Opfer erinnerten - nicht nur die in ihrem Verein, sondern im ganzen Stadtteil. Rudolf Simon, der selbst in einer psychiatrischen Klinik arbeitete, und Filmemacher Bertram Rotermund setzten sich mit Gunhild Ohl-Hinz vom St. Pauli Archiv zusammen und sichteteten Material. Sie beschlossen, die Geschichte dieses ganz besonderen Krankenhauses in einem Dokumentarfilm zu würdigen, und suchten Zeitzeugen. Gefördert wurde das Projekt mit Mitteln der Landeszentrale für politischen Bildung.

Jetzt ist ihr Film "Den Nazis ein Dorn im Auge - Das Israelitische Krankenhaus im Nationalsozialismus" fertig und wird am Donnerstag, 8. September, um 19.30 Uhr in der GWA St. Pauli erstmals öffentlich gezeigt. Er ist ein eindrucksvolles Stück Stadtteilgeschichte geworden, gerade noch rechtzeitig: Viele der Zeitzeugen sind schon betagt. Aber ihre Erinnerungen sind lebendig geblieben.



Das Israelitische Krankenhaus in den 1930er Jahren. Heute ist an dieser Stelle das Ortsamt St. Pauli  
Foto: Staatsarchiv

Salomon Heine (1767-1844) ist heute vor allem bekannt als Onkel von Heinrich Heine, von dessen dichterischen Neigungen er nicht allzu viel hielt: "Hätte der dumme Junge was gelernt, brauchte er nicht zu schreiben Bücher!" Trotz beständiger Differenzen, schrieb der Neffe, liebe er seinen Onkel sehr, "nur daß Fortuna ihn zum Millionär, und mich zum Gegentheil, d.h. zum Dichter gemacht hat." Salomon Heine war mit 17 Jahren mittellos aus Hannover nach Hamburg gekommen und hatte sich dort zu einem

erfolgreichen Banker hochgearbeitet, der auch als großzügiger Mäzen bekannt war. Unter anderem beteiligte er sich nach dem Großen Brand 1842 mit seinem Privatvermögen am Wiederaufbau der Stadt Hamburg. Nach dem Tod seiner Frau Betty 1837 entschloss er sich, zur Erinnerung an sie eine Klinik zu stiften. Das "Israelitische Krankenhaus" - zweitälteste Klinik in Hamburg - wurde 1843 an der heutigen Simon-von-Utrecht-Straße feierlich eingeweiht.

"Das war damals ein sehr modernes Krankenhaus, vor allem mit der Poliklinik, die 1880 hinzu kam", sagt der Filmemacher Bertram Rotemund. Hier konnten Patienten sich auch ambulant behandeln lassen. Mit anfangs 80 Betten war die Klinik offen nicht nur für jüdische Patienten, sondern für Menschen aller Schichten, Religionen und Nationalitäten - in einem Hafenviertel sehr wichtig. Bedürftige wurden sogar kostenlos behandelt. 1928/29 kam noch ein großes OP-Zentrum hinzu. Vor 1933 waren 70 Prozent der Patienten nichtjüdisch.

### **Schwerpunkt des Films ist die Zeit des Nationalsozialismus**

Schwerpunkt des Films ist die Zeit des Nationalsozialismus. Nach der Machtergreifung 1933 wurde das Israelitische Krankenhaus (IK) systematisch demontiert. Die Nazis forderten die Bevölkerung auf, jüdische Ärzte zu meiden. "Zwischen jüdischen und nichtjüdischen Ärzten wurde ein Überweisungsverbot ausgesprochen, das Krankenhaus konnte kein koscheres Fleisch mehr beziehen, und ab 1935 übernahmen die AOK und andere Kassen auch nicht mehr die Behandlungskosten für nichtjüdische Patienten, die ins IK gingen", sagt die Historikerin Anna von Villiez im Film.

Die Folge war, dass das IK in existentielle Not geriet. Die Stadt hatte für den Bau des OP-Zentrums einen Kredit über 1,25 Millionen Reichsmark gewährt, den das IK nicht mehr zurückzahlen konnte. Die Einnahmen brachen ein, denn "arische" Patienten durfte es ja nicht mehr aufnehmen, jüdische Patienten emigrierten, die Kassen zahlten nicht mehr. Ab 1938 gerieten auch die Ärzte und Krankenschwestern des IK unter großen Druck. Jüdischen Ärzten wurde die Approbation entzogen, sie durften sich nur noch "Krankenbehandler" nennen. Das IK war in ganz Hamburg der einzige Ort, wo sich Juden noch behandeln lassen konnten. Weil die Stadt den Kredit nicht stunden wollte, musste das IK 1942 das Gebäude aufgeben und umziehen – zuerst in "Calmannsche Klinik" an der Johnsallee, dann ins jüdische Siechenheim am Kleinen Schäferkamp. 1942 wurde es zwangsweise aufgelöst.

Es ist erstaunlich, wie viele Zeitzeugen Rudolf Simon und Bertram Rotermund noch gefunden haben. Sie erinnern an die Schicksale von Ärzten, Schwestern und sogar Patienten, von denen immer mehr deportiert wurden und in KZs landeten. Viele verübten vorher Selbstmord. "Wir hatten alle Veronal-Vorräte angelegt", sagt eine ehemalige Krankenschwester. Zu Wort

kommt auch eine der Überlebenden: Ingeborg Rapoport, die als junge Medizinalassistentin am IK arbeitete und danach emigrieren konnte. Als Jüdin sei sie ja in keiner anderen Klinik genommen worden, sagt sie im Film. Aber das IK war damals immer noch eine der besten Kliniken in Hamburg.

***"Den Nazis ein Dorn im Auge - Das Israelitische Krankenhaus im Nationalsozialismus"***, Film von Rudolf Simon und Bertram Rotermund, 45 Min., am 8.9. um 19.30 Uhr, GWA St. Pauli, Hein-Köllisch-Platz 11, Eintritt frei